Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 23 (1919-1920)

Heft: 12

Artikel: Der Mensch zur Pfahlbauzeit : ein Kapitel vom vorgeschichtlichen

Menschen [Schluss]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664475

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

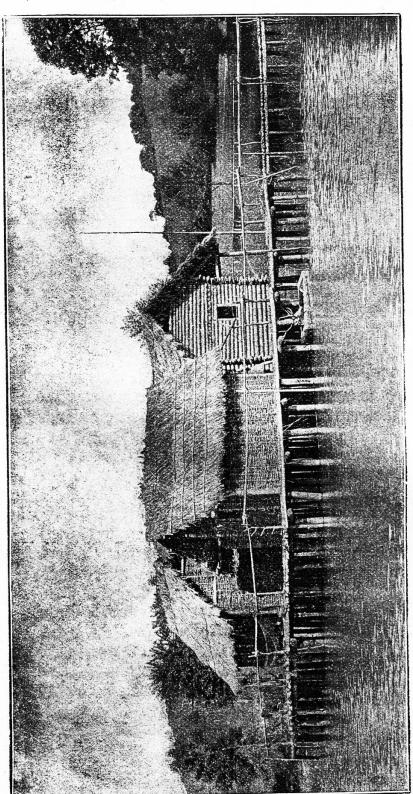
Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ber Mensch zur Pfahlbauzeit.

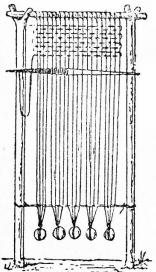
Ein Kapitel vom vorgeschichtlichen Menschen. — Mit 18 Ilustrationen. — Schluß.

Im Pfahlbau von Robenhausen entdeckte man eines Tages mit höchstem Erstaunen die Produkte einer schon gar nicht mehr aufängerhaften Textilindustrie, zu der schon die Hüttenbewohner im ersten der drei nachseinander errichteten Dörfer befähiat waren. Neben Matten aus Binsen



Eine Pfahlbau-Retonstruftion bei Kammer am Atterfee. Phot. F. Kahowez, Kammer

und Baststreisen, neben zierlichen Körbchen und anderen Flecht= oder Knüpf= arbeiten, die wohl die Vorstufe für die bedeutungsvollere Wirkekunst bilde= ten, fanden sich massenhaft Leinengewebe in allerlei Farben, Posamentier= arbeiten in Fransen und Quasten und schließlich auch ganze Knäuel des dazu verwendeten Garns. Damit aber nicht etwa Zweisel an ihrer im eigenen Hause geübten Textilindustrie sich erheben könnten, hatten die Pfahl= bauer gleichsam in Vorahnung künstiger Forscherarbeit ihr Handwerkszeug in erfreulicher Vollständigkeit den Produkten hinzugesellt. Flachsbrechen, Hecheln und Karden, Spindeln, Spulen und Wirteln, kurz die gesamten zur



Ein refonstruierter Beb= stuhl der Pfahlbauerzeit. Rach heierli.

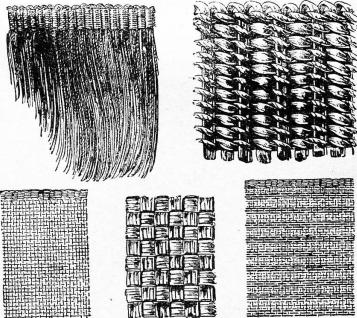
Flachstechnik nötigen Requisiten fanden sich in den Kulturschichten Robenhausens, sichere Bürgen nicht nur für die prähistorische Webekunst, sondern auch dafür, daß die Bewohner der Pfahlhütten nicht mehr nach Diluvialmenschenart ihren Leib bloß in Tierfelle hüllten.

Mit Flechten und Weben hing aber noch eine ans dere Kunst auß intimste zusammen, die gleichfalls die Pfahlbauer kannten: die Töpferei. Un die Drehscheibe darf man natürlich nicht denken, die hat die geschichtliche Zeit erst hinzuerfunden. Es genügt, unseren Blick auf die niedlichen Körbe zu lenken, die Mütter und Töchster im Pfahldorf höchst kunstvoll erstehen ließen, wenn sich das Mannsvolk im See mit dem Fischsang beschäftigte oder im Walde mit Bären und Wölfen herumsschlug. Aus Korbslechterei nämlich ist, wie wir heute mit Sicherheit wissen, die Kunst der Keramik hervorsgegangen. "Defekte Körbe", sagt Morit Hoernes in

seiner Ur= und Naturgeschichte des Menschen, "die im seuchten Lehm standen und sich so gleichsam automatisch dichteten und verbesserten, oder die mit Lehm — etwa zum Hüttenbau — gefüllt waren und dadurch eine dichtende Auskleidung erhielten, sind die Stammformen des Tongefäßes. Wenn man mit Lehm gedichtete Körbe über ein Feuer setzte oder wenn sie durch Zufall nahe ans Feuer gerieten, so machte man die willkommene Erfahrung, daß das feuchte, weiche Material hart, trocken und widerstandsfähig wurde. Man brauchte das Flechtwerk dann nur mehr als Form zu behandeln, die abgebrochen weggebrannt wurde, und das älteste Tongefäß war fertig." War aber einmal der Anfang gemacht, kam der Fortschritt von selber. Die ersten wirklichen Töpfe sind zweifellos ungeschickt in der Form und sehr roh in der Technik gewesen, wie alles Werkzeug im Anfana es war; man hat im Kulturschatz von Robenhausen und anderswo aus gesammelten Scherben die Erstlinge deutlich erkennen können. Aber der Sinn für Afthetik half weiter. Korbgeflecht ließ schon Muster zurück, die zum Nachschaffen reizten, und der Abdruck der Schnüre, die man — als der Henkel noch fehlte — zum Iwecke des besseren Tragens dem Tovf um den Hals legte, mag in der Tat, wie Heierli glaubt, als das Urbild des vielfach sich findenden Schnurornaments zu beurteilen sein, dem sich nach und nach andere hinzugesellten. "Während des Formens konnten leicht Kehler entstehen. Man bemerkte z. B. Fingereindrücke, Tupfen und dergleichen. Um sie nicht als Fehler er= scheinen zu lassen, wandte man dasselbe Mittel an wie Kinder, die eine

Ecke des Ruchens abgebissen: sie beißen die anderen Ecken auch noch ab, der Symmetrie wegen. Die Töpferei aber machte zu den Eindrücken, die unfreiwillig entstanden, noch andere, symmetrische, und das Ornament war Hatte man den weichen Ton zufällig mit einem Stäbchen geritzt, so legte man noch weitere symmetrische Riten dazu an. Waren irgendwelche Striche entstanden, so wurden ähnliche in symmetrischer Lagerung gemacht, bis ein Parallelenornament, ein Band von Dreiecken, eine Zickzacklinie und so weiter entstand." Es bedarf keiner allzu beflügelten Phantasie, um den schriftweisen, wenn auch sehr raschen Aufschwung der einmal erfundenen Kunst der Keramik sich auszumalen, zumal diese Kunst in den Händen der sicher auch damals schon mehr als die Männer für Zierat und Aufputz emp= fänglichen "besseren Hälfte" der Pfahlbürger lag. Woher wir das wissen? Run, meine verehrten Leserinnen, aus zwiefacher Quelle. Die ganze Bölker= geschichte belehrt uns, daß nicht bloß das Kochen, sondern auch die Bereitung der dazu benötigten Tongeschirre verdienstliche Arbeit der Frauen ist, und keinerlei Grund ist ersichtlich, den Urschweizern Ausnahmezustände unterzu= schieben. Gebraten ist allezeit auch von Männern — und vorzugsweise von diesen — worden, denn dazu ist allüberall in der freien Natur, wo ein Feuer entfacht wird, Gelegenheit. Und "Jagdessen" hielt auch der Urmensch schon ab. Das Kochen und Sieden dagegen war seit der Erfindung des Topfes bereits eine ausgesprochene Haus- und Herdtätigkeit, und das Haus war von jeher Domäne der Frau. Zum überfluß ist den Gelehrten jedoch auch auf direktem Wege der Nachweis geglückt, daß das schöne Geschlecht in der Pfahlbauerzeit jene kunstvollen Töpfe und Becher erzeugt hat, die heute die Schränke der Bölkermuseen füllen: durch Ausguß der einst in dem wei= dien Ton hir terbliebenen zierlichen Fingerabdrücke. Eine Männerfauft, die die Waldbäume fällte, sah anders auß; nur eine anmutig-schmale Frauen= hand konnte so zart sich verewigt haben.

Wer doch, anstatt die Indizien wägen und werten zu müssen, mit Augen des heutigen Menschen die gan= ze Kultur der "fulturlosen" Urschweizer hätte umfassen dürfen! In ein Friedens= idnll, wie die vorgeschicht= liche Zeit ihrer schwerlich sehr viele verzeichnen konn= te, in ein Reich der gesegne= ten Arbeit und stillen Zu= friedenheit würde sein Fuß ihn vermutlich getragen ha= ben. Die Männer in ihrem mit Feuer und Axt aus dem Stamm einer Eiche geschaf= fenen Urboot, dem vielfach in auter Erhaltung gefun= denen "Einbaum" beim



Klechtereien und Webereien aus ben schweizerischen Pfahlbanten. Oben links ein Stild Kranse vom Besatz eines Gewandes, rechts ein Stild Matte aus Bakstreisen und Schnüren. Unten links ein Stüd grober Leinwand, rechts ein Stud gekörperten Gewebes, in ber Mitte eine einsache, aus Bast gestochtene Matte. (Nach Kellers 4. Pfahlbanbericht von 1861.)

Lachs oder Hechtfang im See, als Baumfäller oder als Baumeister neuer und besserer Hütten sich mühend, im Urwald als Jäger die Fährten des Rothirschs, des Elchs und des Wildschweins verfolgend. Die Frauen dagegen beim flackern den Herdseuer flechtend und webend, zum Fischfang die Netze, zur Kleidung das Linnen bereitend, in selbstgefertigten Tontöpfen siedend und kochend, Kinder behütend und Kinder erziehend. Nicht mehr als rauhe und wilde



Ein Tonbecher aus dem Pfahlbau von Wollishofen. Nach Seierli.

Naturburschen, wie es die höhlenbewohnenden Mammutjäger der Gletscherzeit waren, sondern als friedliche, strebsame Fischer und Handwerster hätte der fremde Besucher die Pfahlbürger angetroffen. Ja... auf der Laufbrücke, die zwischen Ufer und Pfahlbau die feste Verbindung schuf, wäre ihm gar schon das Bellen eines Haushundes entgegengeklungen, und aus den Stallräumen hinter dem Hause hätten ihm brüllende Rinder und grunzende Schweine verzaten, daß sich die Fischer und Fäger, die Hützer raten, daß sich die Fischer und Fäger, die Hützer

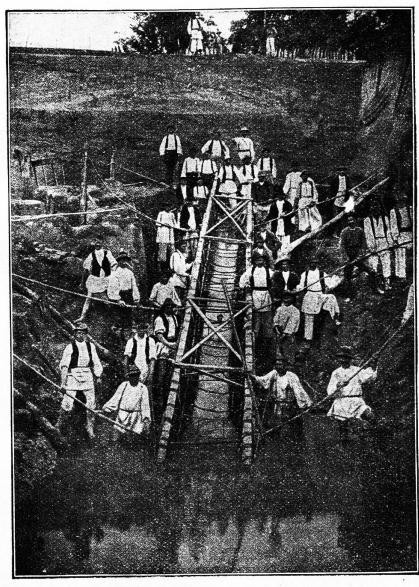
tenbaumeister, Weber und Töpfer der Urschweiz sogar schon auf Viehzucht nicht übel verstanden!

Alls Keller im Jahre 1858 entgegen seiner früheren Ansicht zum erstensmal dieses Faktum auf Grund der inzwischen gemachten Knochenfunde verskündete, war das Erstaunen der Fachforscher groß. Alles, was sonst die versünkene Pfahlbauerwelt an Reliquien auswies, war, wie verschieden es sein mochte, logisch als Weiterentwicklung des Diluvialmenschenerbes zu deuten; die Viehzucht jedoch war ein völliges Novum im Vilde der werdenden Menschscheitskultur, das bisher in der vorgeschichtlichen Zeit seinesgleichen nicht hatte. Wann und auf Grund welcher Vorstuse mochte die Zähmung und Segung der Tiere vom Menschen erworben sein?

Für den Hund ist die Sachlage rein theoretisch nicht schwer zu ergründen, sobald man sich klarmacht, daß Wölfe und Schakale mancherlei Art seine Stammväter waren, Bestien also, die nachweislich schon in der grauesten Vorzeit die Rähe der menschlichen Siedlungen liebten, um unter den Resten der Jagdbeute Nachlese zu halten. Der heutige russische Bauer verbittet sich ernsthaft den Wolfsbesuch im Bezirk seines Hofes und brennt im Interesse seines Viehstandes den ungebetenen nächtlichen Gästen, wo immer er kann, eine Kugel auf den Pelz; der Urmensch dagegen, der nichts zu verteidigen hatte als sich und die Seinen, wird wahrscheinlich mehr und mehr in ein Duldungs= und schließlich auch Nutzungsverhältnis zu ihnen getreten sein. Wie die Fellachen in den ägyptischen Dörfern die frechen, zu Hunderten über den Lehmhütten freisenden Schmarobermilane schonen, die ihnen die Straßen vom stinkenden Abfall der Mahlzeiten säubern, so wird auch der Urmensch den Wölfen und Schakalen gern ihren nächtlichen Freitisch vor seiner Höhle gegönnt haben. Und wie der Naturmensch noch heute aus dem Gebaren der mit ihm befreundeten Tiere Gefahren und drohendes Unheil erkennt, so wird auch der Jäger der Vorzeit die Wölfe und Schakale schon als willkommene Wächter und Kundschafter ausgenutzt haben. Ueberall wo er jagte und Beute zerlegte, war dieses Gesindel in seiner Nähe; überall wo ein angeschossenes Wild sich den Blicken des Jägers entzogen hatte, waren es Wölfe und Schakale, die es verfolgten und stellten. Der Nuten der Tiere war evident; und

die Frechheit und Zudringlichkeit der sich selbst vor Verfolgung in Sicherheit Fühlenden wird mit der Zeit einen Grad erreicht haben, der vom Verhalten der späterhin wirklich domestierten Wolfs- oder Schakalabkömmlinge nicht allzu weit mehr entfernt war. Unsere heutigen Jagd= oder Haushunde darf man natürlich dabei nicht ins Auge fassen. Man muß an die halbwilden Hunde der Eskimos denken, die monatelang ihre Nahrung ausschließlich sich selber suchen und ebensowohl noch in leiblicher wie in geistiger Hinsicht dem arktischen Wolfe gleichen; oder an die furchtsamen, tückischen und bissigen Hunde der Kamtschadalen, die nach dem Bericht eines Reisenden "nicht die geringste Liebe und Treue für ihren Herrn haben, sondern ihn allezeit um den Hals zu bringen suchen". Von solcher Art wird vermutlich im Anfang der menschliche Haushund gewesen sein, der zuerst in erkennbaren Resten im paläolithischen dänischen Kjöffenmöddinger auftaucht und den daher schwerlich die Pfahlbauerzeit erst "erfunden" hat. "Torfhunde" (Canis familiaris palustris) hat man in Anbetracht ihres Fundorts die sichtlich dem Stamme des Schakals entsprungenen Urschweizer Kläffer getauft, die den

Sviken im Habitus ähneln und, wie es scheint, lange Zeit nur in ein und der= selben Art in den gezüchtet Sütten Grst um murden. Die Wende der Steinzeit zur Bronzezeit, als die Vieh= und besonders die Schafzucht in stärkerem Make betrie= ben wurde, hat man den wilderen Vetter des Schafals. Den Wolf, aus den Wäl= dern herbeigeholt u. durch Kreuzung mit ihm aus dem kleine= ren Torfhund den stärkeren Wolfs= oder Bronzehund ge= züchtet — nach dem Prinzip jenes praktisch veranlagten Gutsbesiters. ber berüchtigiten Den Wilddieb der (Be= gend 311m Forst= wächter machte.



Hebung eines 12,38 m langen Einbaums aus dem Pfahlbau bon Donja Dolnia a. d. Save. (Nach Aufnahme von Bejfil Curcic.)

Für alle übrigen Haustierarten der Pfahlbauerzeit sind die Stammeltern leider trotz allen Bemühens bis heute nicht zu ermitteln gewesen, und ebenso dunkel sind die historischen Vorstusen wirklicher, systematisch betriebener Viehzucht. Wahrscheinlich hat der Trieb zur Geselligkeit und im

Pfahlftilmbfe einer bronzezeitlichen Pfahlbaufiebelung am Deuenburger See. Rach Bittor Groß.

weiteren Sinne der Spiel= trieb im Menschen, der aus der Geschichte der Werkzeugerfindung genug= sam als steigernder Kaktor bekannt ist, den ersten An= stoß gegeben, insofern der Jäger die hilflosen Jun= gen erlegter Beutetiere zur Kurzweil für sich und die Seinen mit heimbrachte und dann "im Spiel" langsam zähmte; denn si= cherlich hat sich die Zucht mit dem Endzweck der di= rekten Nukung erst rela= tiv spät aus der einfachen Haltung der Tiere zum 3 weck des Vergnügen? entwickelt. Die Pfahlbauer jedenfalls waren bereits in der Steinzeit zur Stufe der wirklichen Viehzüchter vorgeschritten, die Rinder und Schweine, Ziegen und Schafe befaßen, zu denen sich schließlich (zur Bron= zezeit) auch noch Pferde gesellten. Und wie sie die Torfspike langsam durch Kreuzung zu Wolfshunden umschufen, so haben sie nachweislich auch ihre an= fänglich kleinen und unbe= deutenden "Torfkühe" u. "Torfschweine" mit Hilfe Des grimmen Urs und des echten Wildschweins allmählich zu immer statt= licheren Rassen emporge= züchtet. So dunkel die Herkunft und Art der ur=

sprünglichen Rinder und Schweine, der Schafe und Ziegen bis heute ist, so deutlich und klar ist ein langsamer Aufstieg der Tierzucht im Pfahlbauer=reich zu erkennen.

Ganz ähnlich verknüpfen die Dinge sich auch in Bezug auf den Ackerbau, den die Urschweizer gleichfalls schon kannten und übten. Man hat ihr Getreide in Schubkarren noch von den Fundstätten wegfahren können: geschwärzte, in Kohle verwandelte Körner, die, all den Jahrtausenden trohend, die Form unverändert bewahrt hatten, und man kennt dank den Forschungen Oswald Heers den gesamten Besitz der versunkenen Welt an

Getreidesorten, ja selbst das Brot, das die späteren Pfahl= bauer buken und aßen: rund= liche, zolldicke Scheiben von Sandtellergröße. Aber man weiß nicht, von wannen das alles gekommen ist und wann erstmalig wogende Kornfelder dem Schnitte entgegen= reiften. Nach Hoernes war der Pflanzenbau der alten Pfahlbaubewohner noch we= nig entwickelt und deckte kei= neswegs auch nur den eige= nen Bedarf an pflanzlicher Kost. Man lebte noch halb



Töpfe und Gefäße aus den ichweizerifnche Pfahlbauten.

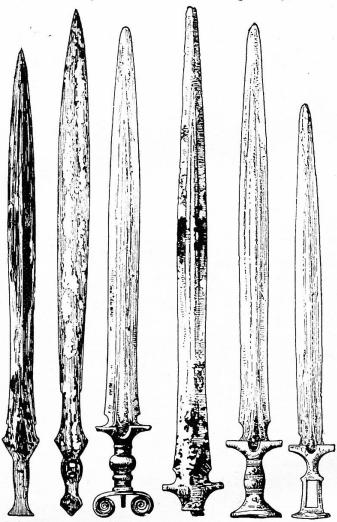
und halb von der Hand in den Mund, sammelte Hagebutten, Himbeeren, Brombeeren, Holunderbeeren, Wassernüsse usw. und sättigte sich mit Mensen von Holzbirnen, Holzäpfeln, Mehlbeeren, Kirschen und Schlehen.

Von einzelnen Pflanzen, schreibt Dr. H. Brockmann in der "Neuen Bürcher Zeitung", liegen Samen in so großer Menge vor, daß eine Ber= wendung durch den Menschen angenommen werden muß. Der Nüßlisalat, Adersalat (Valeriana dentata) fand schon bei den Pfahlbauern Beachtung, doch war es eine etwas andere Art als die, die wir heute vorzugsweise ge= brauchen. Die kleine Miere (Stellaria media, Hühnerdarm, Bögelichrut) und das Gauchheil (Anagallis arvensis), die heute in jedem Gemüsegarten als niedere, unscheinbare Unkräuter vorkommen, sind in zahlreichen Samen nachgewiesen. Das Kraut der Miere dient heute für uns als Kutter für Kanarienvögel und junge Hühner, es kann aber auch, wie der Gauchheil, als Spinat für den Menschen verwendet werden. In Hungersnotzeiten sind beide auch wirklich oft von breiten Volksschichten gesammelt worden. Samen der Knöterichtarten sind mehlreich, und einige unter ihnen sind be= kannte Kulturpflanzen, wie das Heidekorn oder der Buchweizen (Polygonum fagopyrum). In Zeiten der Not werden aber auch die kleineren Samen von unscheinbareren Pflanzen dieser Gattung gesammelt. Nicht weniger als sechs Knötericharten sind in diesem Pfahlbau nachgewiesen. Sie werden wohl zum Teil als Nahrung gedient haben. Diese heutigen unscheinbaren, aber lästigen Unkräuter sind also wohl zur Pfahlbauzeit Nutkräuter gewesen, sie wurden vielleicht damals in unsere Gegend eingeführt. Einige mögen ge= pflegt worden sein, andere waren als Beipflanzen in der Kultur erwünscht und vielleicht eingesät. Auf alle Fälle haben sie sich bis heute erhalten, aber aus dem "Kraut" ist unterdessen ein "Unkraut" geworden. Das gleiche Verhältnis dürfen wir übrigens auch bei der Melde vermuten, deren Blätter

358 RECERCIONES DE CONTRACTOR DE CONTRACTOR

als Spinat, deren Früchte aber als Hirse zu verwenden sind, wovon später die Rede sein wird.

Noch größeres Interesse als diese einheimischen Sammelpflanzen erregen die Funde von Kulturgewächsen. Die Pfahlbauer pflegten von den



Schwerter aus der Bronzezeit der Schweizer Pfahlbauten. (Nach Biktor Groß.) Das vierte der sechs abgebildeten Schwerter besitzt bereits eine eiserne Klinge, auf die der — leider unbollständig erhaltene — Bronzegriff direkt aufges gossen wurde. Er stammt wahrscheilich aus der Uebergangsperiode zwischen der Bronzes und Eisenzeit; die Form entspricht trot des neuen Materials völlig derzenigen der älsteren Bronzeschwerter.

Weizenarten das Einkorn, den Emmer, den Spelz und den ei= gentlichen Weizen. Die beiden er= sten sind heute in der Schweiz im Verschwinden begriffen. Beinahe nur noch der rauhe Jura kennt sie, und oft ist es nur das feine, für die Flechterei und das Dach= decken geeignete Stroh, das den Anbau noch veranlaßt. Spelz, meist bei uns einfach "Chorn" genannt, deckt sich in Mitteleuropa in seiner Verbrei= tung im großen und ganzen mit der der Alemannen; er wird als das eigentliche alemannische Ge= treide angesehen. Nun bestätigen aber diese Funde, daß der Spelz schon in der Bronzezeit auftritt und bereits im Pfahlbau des Alpenguais das wichtigste Getreide bildet. Das ist eines der bedeutendsten Ergebnisse dieser Unter= suchungen. Der Spelz blieb das Hauptgetreide durch die Zeit der Römer und der Alemannen und Mittelalter durch das durch, eigentlich bis zu unserer Vätergeneration. Erst heute, zur Beit des spärlichen, aber inten= siven Getreidebaues macht er dem Weizen Plat. Durch diese

Funde ist nun auch eindeutig festgestellt, daß es nicht die Römer waren, die uns mit diesem Getreide bekanntmachten und daß auch die Alemannen es nicht auf ihrem Kriegszuge mitbrachten, sondern daß diese es in Helvetiens Gauen bereits vorfanden. Es ist also nicht mit den Alemannen gewandert, wie man gerne vermuten möchte, und zu gleicher Zeit wird auch die alte Idee, daß die Römer uns die wichtigsten Kulturpflanzen gebracht hätzen, von neuem widerlegt. Der heutige, anspruchsvollere Weizen kommt auch schon vor, ohne offenbar eine große Rolle zu spielen. Jahrtausende mußte er warten, die er heute, in einer andern Kulturrasse, bei uns zum Siege gelangte. Von den Gerstenarten ist es nur die sechszeilige Gerste, die aufgefunden wurde, eine ganz altertümliche Form, die heute noch bei unsern Gebirgsbauern zerstreut gebaut wird und deren Anbaugebiet genau festgestellt werden sollte.

Ein auffallender Punkt ist das Fehlen des Hafers als Getreidefrucht. Wohl wurden einzelne Körner, offenbar Unkrautsamen, gefunden, aber als Nahrung war der Hafer zur Pfahlbauzeit noch nicht bekannt. Erst viel später hat offenbar das Habermus im schweizerischen Mittelland die altgewohnte Gerstensuppe verdrängt und im Mittelalter bildete dann bei uns der Hafer mit dem Spelz zusammen das Hauptgetreide der Dreiselberwirtschaft. Er lieferte als "Habermus" die Hauptnahrung des Schweizers, die ihm das heutige Brot ersetzte, und im "Habersack", unserm heutigen Tornister, nahm er ihn selbst auf seine Kriegszüge mit. Heute hat nun wiederum das Brot die Hafernahrung fast völlig verdrängt, während die alte Gerstensuppe bei uns überhaupt als Volksnahrung ausscheidet. In den regenärmeren und sonnigeren Alpentälern hingegen hat sich die Gerstensuppe als wichtige Beinahrung noch dis auf den heutigen Tag erhalten, während der Hafer als menschliche Kahrung hier überhaupt nie gebaut wurde.

Oswald Heer hatte in den zusammengebackenen Stücken verkohlter Ge= treidemassen, wie sie sich häufig in den Pfahlbauten finden, einst eine Art Pumpernickel, ein Schrotbrot, das "Pfahlbaubrot" erkennen wollen. Ganz besonders schien ihm die flache Unterseite, als vom Backstein herrührend, da= für zu sprechen. Doch ist dabei zu bedenken, daß unser heutiges Brot kaum 2000 Jahre alt ist, in der Schweiz erst nach dem 12. Jahrhundert etwas allgemeiner geworden ist, und zwar nur bei den mehr begüterten Ständen, und auch heute noch gar nicht überall die Hauptnahrung darstellt. Die alten Schweizer waren Brei- und Suppenesser. Wir haben bereits gesehen, daß sie aus dem Hafer des regenreicheren Mittellandes das Habermus, aus der Gerste der trockenen und sonnigeren Alpentäler die Gerstensuppe machten, vermutlich daneben aus dem halbreif gewonnenen Spelz die Grünkernsuppe. Noch heute spielen in den Alpen gewisse Speisen, wie Suppen, Polenta, Brei und Kents oft eine größere Rolle als das Brot. Der Getreidebrei und die Fladen entsprechen unsern alten Speisen, sie sind die Vorläufer des heute üblichen, gegorenen Brotes.

Also noch in geschichtlicher Zeit, bis ins Mittelalter, ja bis in die Gegenwart hinein, unterschied sich die Zubereitung und Gebrauchsweise unserer Nutpflanzen von der heute üblichen. Gleiche Kulturpflanzen bedeuten noch

nicht gleiche Speisen.

"Die Unvollkommenheit des vorgeschichtlichen Keldbaues lehrt auch das, was wir als Ackergerät aus neolithischer Zeit betrachten sollen, z. B. eine Hirschaeweihstange, die aller Sprossen bis auf eine einzige beraubt ist und notdürftig zum Aufritzen der Erde hinreicht. Vergleicht man solches problematische Werkzeug mit den schweren eisernen Pflugscharen, die sich in kel= tischen Gräbern gefunden haben, so erkennt man die Weite des Weges, der von der Bodenkultur der Pfahlbaubewohner bis zu dem Feldbau um den Beginn unserer Zeitrechnung hingeführt hat." Gleichwohl war der Stand der Kultur in der Pfahlbauepoche zuletzt noch bedeutend genug, um wenig= stens technisch die Schöpfung des wirklichen Pfluges an Stelle der Hirschge= weihstange bereits zu ermöglichen. Wer den kupfernen Dolch und die kupferne Art, wer das Bronzemesser und Bronzeschwert mit allem erdenklichen Zierat zu schaffen versteht, ist im Grunde sogar schon hinaus über das, was als "Pflug" in historischer Zeit noch gebräuchlich war. Es muß also wohl an dem rechten Bedürfnis zur Steigerung eines wenig ertragreichen Keldbaues gemangelt haben.

360222222222222222222222222222222

Mit der Kenntnis und fräftigen Nutzung der sicher von außerhalb in die Schweiz eingeführten Metallgießerei schließt die Wunderwelt ab, die so rasch und so gründlich wie selten ein wissenschaftliches Neuland durchforscht worden ist und den Schlüssel zu vielerlei Kätseln der Vorwelt geliesert hat. Noch nicht zu allem, denn lückenhaft bleibt allem Forschen zum Trotz auch das Pfahlbaukapitel im Buche der Menschheitsgeschichte. Blätter um Blätter haben die pietätlosen Stürme der Zeit herausgerissen, verweht und verdorben, und mühevoll muß nun die Wissenschaft all die verloren gegangenen Seiten und Sätze ergänzen. Der Wea, der aus Urmenschenhöhlen heraus durch die Pfahlbauerwelt nach Ügypten und Babylon führt, ist ein langer, beschwerlicher Weg, und selbst da, wo er endet, erhebt noch eine Sphinz ihr

gigantisches Rätselhaupt vor dem größeren Kätsel der Phramiden.

Ich denke zurück an den Eindruck der Stunde, die mich durch Wüsten= sand und Wüstenbrand an den Fuß der gewaltigsten menschlichen Bauwerke führte, rund um die Cheopsphramide, in deren Riesenleib, wenn er hohl wäre, die römische Peterskirche mitsamt ihrer Kuppel verschwinden könnte. Und es dünkt mich, als ob doch der Weg aus der Vorzeit woanders als hier vor den steinernen Zeugen des alten äghptischen Reiches zu Ende sein müßte. Pfahlbau und Pyramide — eine Welt liegt dazwischen, und unüberbrückbar erscheint mir die Kluft, die die beiden von Menschenhand stammenden Bauwerke scheidet. Ist aber nicht im Vergleich mit dem ungeglätteten Feuer= steinmesser auch das mit prächtigem Handgriff versehene Bronzeschwert ein bedeutendes Kunstwerk, und sind sie nicht doch beide Glieder derselben Kette von Dingen, die — immer eins auf dem andern basierend — der Pfahl= bauepoche entstammen? Haust nicht genau wie vor viertausend Jahren der arme äghptische Fellache noch in den würfelförmigen, fenster= und schmuck= losen Hütten aus ungebrannten Lehmziegeln, die im Vergleich mit den Pfahl= bauten elend und traurig genannt werden müssen? Schöpft er nicht immer noch nackt, nur den Schurz um die Lenden, mit Hilfe des schon aus den biblischen Zeiten bekannten Ziehbrunnens Eimer um Eimer befruchtenden Rilwassers auf seine Felder, und ist nicht die Art, wie er pflügt, sät und erntet, seit Urtagen immer die gleiche geblieben? Nicht an die Phramiden und Sphinge, an die Fellachen müffen wir denken, sobald wir die Spur aus der Vorzeit ins Reich der "Geschichte" verfolgen wollen. An die Fellachen und — an die Wissenschaft.

Seit langem ist man erfolgreich beschäftigt, das Niltal mit Hacke und Spaten nach ältesten Zeugnissen werdender Menschheitskultur zu durchforschen, und was man bis heute ermittelt hat, das ist seltsam genug. Nichts anderes nämlich bewies diese gründliche Spatenarbeit, als daß in Üghpten die Steinzeit, die Kupfers und Bronzezeit ebensowohl auseinander gesolgt sind wie einst in der Schweiz, nur daß hier an den Usern des Nils schon "Geschichte" war, was wir dort noch als vollkommen urkundenlos, als noch prähistorisch erkannten! Zwei Dhnastien der alten äghptischen Königsgesschlechter gehören noch ganz ins Gebiet der schon reiseren jüngeren Steinzeit. Von der dritten Dhnastie an, die den Königssitz nach Memphis verlegte, gewinnen dann Kupfer und Bronze dem Stein gegenüber langsam mehr und niehr an Bedeutung, aber selbst die Epoche der Phramidenerbauer stand ims

mer noch hart an der Grenze der neolithischen Menschheitskultur!

Geschichte und Vorzeit in einem. Mich dünkt, daß der geistige Weg von der Urschweiz bis Memphis nicht weit mehr gewesen sein kann.